

Auswanderung und Rückwanderung der Engadiner Bansi

Autor(en): **Walch-Bansi, Waldtraut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **41 (1999)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auswanderung und Rückwanderung der Engadiner Bansi

von Waldtraut Walch-Bansi

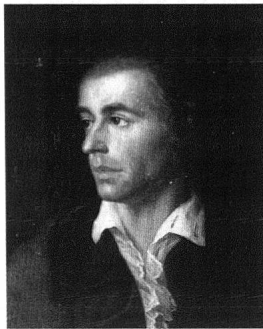
Es sind existenzielle, oft auch politische Gründe, die Menschen zwingen, die Heimat zu verlassen. Als wir Anfang 1953 aus der Deutschen Demokratischen Republik flüchteten, hatten wir wegen der politischen Verfolgung des Vaters in der Nazizeit und der kriegerischen Ereignisse des Zweiten Weltkrieges den Vater, unser Zuhause, eigentlich alles verloren. Der eigentliche Grund für unser Fortgehen war jedoch die Teilung Deutschlands durch die Siegermächte USA, Sowjetunion, England und Frankreich im Jahr 1949. Die Teilung des Landes löste eine riesige Fluchtwelle in Richtung Westen aus.

Ungefähr einhundertfünfzig Jahre früher wanderten schon meine Vorfahren, die Söhne des Pfarrers, Offiziers und Historikers Heinrich Bansi und seiner Frau Ursina geb. L'Orsa, aus dem Engadin ins Ausland, nach Deutschland aus. Es herrschten auch damals chaotische Zustände in Europa. Der Machtkampf zwischen Österreich und Frankreich machte auch an den Grenzen des Bündner Freistaates nicht halt. Zu gross waren die Interessen der einzelnen adligen Familienclans. Das Volk darbt. Viele wanderten aus.

Heinrich Bansi-L'Orsa (1755–1835)

Heinrich Bansi war ein Jugendfreund des Dichters Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Er wehrte sich, gemeinsam mit anderen Mitgliedern der Patriotenpartei, gegen den oligarchischen Einfluss der mächtigen adligen Familien. Sie alle setzten sich, an der Seite von Johann Baptista von Tschärner, für den Anschluss Graubündens an die Eidgenossenschaft ein, der 1803 erfolgte. Es ist das Verdienst der

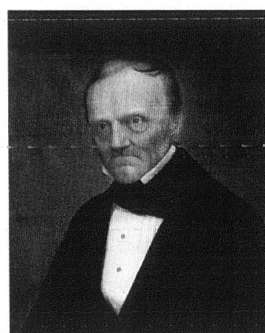
Patrioten, die Grundlagen für die nachfolgenden Bestrebungen im bündnerischen Staatswesen geschaffen zu haben.



Heinrich Bansi (1755–1835), gemalt von Otto Marcus nach einem Gemälde von Anton Graff. (Foto in Besitz von W. W.)



Heinrich Bansi, nach einer Fotografie eines von seiner Tochter Barbara Nannoni, geborene Bansi, 1812 gemalten Porträts. (Foto in Besitz von W. W.)



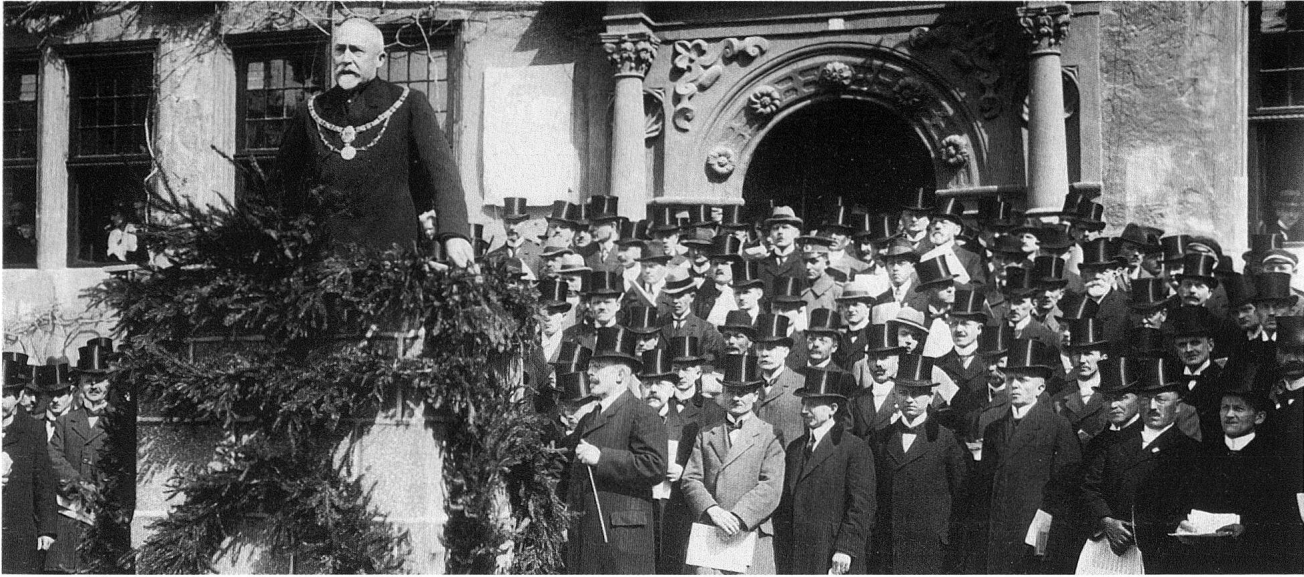
Johann Fortunat Bansi (1792–1875), Bielefeld, Ölgemälde von Ludwig Wahrens, 1866. (nach Selheim: Likörfabrik 1995, 11)

Johann Baptista von Tschärner charakterisierte Heinrich Bansi mit folgenden Worten: «In der Natur des geborenen Weltmannes lag es nicht, nur Zuschauer grosser Ereignisse seiner Zeit zu sein, es drängte ihn vielmehr mitzuhandeln, seine scharfen Geisteswaffen in den Dienst jener zu stellen, die berufen waren, ein neues Zeitalter heraufzubeschwören.» Die Geschichte hat diesen Männern recht gegeben.

Der Familie Bansi wurden, wegen der aktiven Beteiligung des Vaters im Kampf für Demokratie und Freiheit, grosse Opfer abverlangt. Der Vater war meistens abwesend, das Vermögen im Veltlin verlorengegangen. Vier der sieben Kinder wanderten aus. Die älteste Tochter Barbara wuchs in Paris bei Johann Caspar Schweizer auf, der den «Schweizer Salon» führte, damals Treffpunkt für Intellektuelle, Politiker und Künstler. Hier hatte Barbara Gelegenheit, Malerei zu studieren. Sie unterrichtete an Instituten adlige Mädchen und auch die Kinder des Bürgerkönigs Louis Philippe im Zeichnen. Sie war Mitglied der französischen Ehrenlegion und liegt auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris begraben. Die Söhne Heinrich Bansi gingen nach Deutschland.

Johann Bansi (1792–1875)

Mein Ur-Urgrossvater Johann, der zweitjüngste Sohn Heinrich Bansi, entschloss sich sehr früh von zu Hause fortzugehen. Mit fünfzehn Jahren verliess er das Engadin. Von seiner Mutter auf die Höhe des Julierpasses begleitet, alle notwendigen Dinge und fünf Krontaler in der Tasche,



Oberbürgermeister Ernst Bansi (1858–1940), Quedlingburg, Tausendjahrfeier der Stadt, 1922. (Foto in Besitz von W. W.)

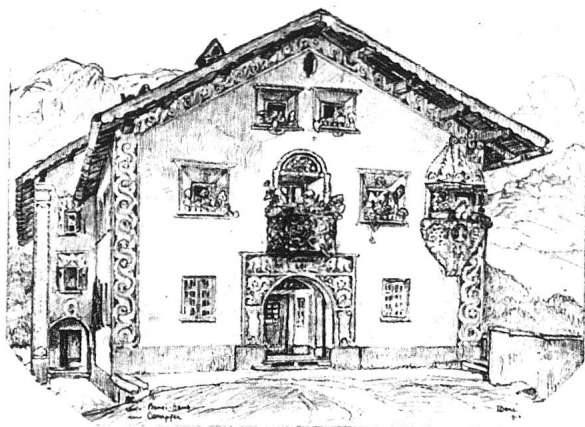
zog er 1807 zu seinem Onkel Johann L'Orsa nach Breslau, um Zuckerbäcker zu werden. Sein älterer Bruder Lucas, der Jahre vorher den gleichen Weg gegangen war und inzwischen in Bielefeld eine eigene Konditorei betrieb, holte ihn nach der Lehrzeit zu sich.

Die Jahre 1812/13 beschrieb der spätere Likörfabrikant in seinem Tagebuch als die traurigsten seines Lebens. Heimweh plagte ihn. Er lebte in ärmlichsten Verhältnissen. Mit einem Pferdewagen zog er über Land, um seine selbst hergestellten Liköre zu verkaufen. An den Wochenenden stellte er ein Zelt auf, um vorübergehenden Passanten Wein ausschenken zu können. Schon bald beschäftigte er zwei Gehilfen. Er heiratete 1820 eine Tochter des angesehenen Leinwandhändlers Delius. Das Paar bekam vier Söhne. Der älteste und der jüngste Sohn wurden Teilhaber in der immer weiter aufblühenden Likörfabrik. Es erstaunt, wie einfach und bescheiden damals die Menschen ihr Leben einrichteten. So wohnten die kaufmännischen Mitarbeiter im Haus des Patrons und wurden hier auch gepflegt.

Im Jahr 1865 wurde der einst arme Bub aus dem Engadin auf Grund seiner Verdienste königlicher Kommerzienrat. Sein soziales Engagement beschäftigte ihn bis zu seinem Lebensende. Der Gemeinde Silvaplana spendete er eine grosse Summe als Grundstock für das Pfarrhaus. Er erhielt dafür das Ehrenbürgerrecht. Das Engadin hat Johann nur noch einmal gesehen. Nach einer Abwesenheit von fünfundzwanzig Jahren besuchte er im August 1832 seine alten Eltern in Champfèr.

Gustav Bansi (1824–1868)

Gustav war der zweitälteste Sohn des mutigen jungen Mannes, der sein Glück in der Fremde suchte. Er studierte in Bonn und Berlin Rechtswissenschaft und hatte wohl den liberalen Geist seines Grossvaters Heinrich geerbt. Im Revolutionsjahr 1848 musste er bei Nacht und Nebel fliehen. Im Brüsseler Exil schlug er sich zwei Jahre als Musiklehrer durch. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland blieb dem promovierten Juristen der Staatsdienst verschlossen. Er wandte sich dem Versicherungswesen zu. Im Alter von nur vierundvierzig Jahren starb Gustav Bansi und hinterliess fünf Kinder. Er starb in den Armen seines Vaters Johann aus dem Engadin, der die vaterlose Familie, die Kinder waren zwischen eineinhalb und zwölfteinhalb Jahre alt, in jeder Weise unterstützte.



Bansi-Haus in Champfèr, heute Haupthaus des Hotels Chesa Guardalej. (Postkarte nach einer Zeichnung von L. Bansi, 1912)

Die Bansi besaßen sowohl die deutsche als auch die Schweizer Staatsbürgerschaft. Als Doppelbürger drückten sie ihre Verbundenheit mit der alten Heimat durch immer wiederkehrende Besuche aus.

Ernst Bansi, Oberbürgermeister von Quedlinburg (1858–1940)

Ernst Bansi, auch er Jurist, war seinem Vater wenig ähnlich. Konservativ und pflichtbewusst, doch allen Neuerungen seiner Zeit gegenüber aufgeschlossen, diente er der Stadt Bielefeld neun Jahre als zweiter Bürgermeister. Dann trat er sein Amt in Quedlinburg an, wo er um die Jahrhundertwende während dreissig Jahren, bis 1924, als Oberbürgermeister hohes Ansehen genoss. 1922 konnte die Stadt ihr tausendjähriges Bestehen feiern. Das Grabmal König Heinrichs des Ersten (867-876) und seiner Gemahlin Mathilde befindet sich in der romanischen Stiftskirche von Quedlinburg. Die Stadt war im elften und zwölften Jahrhundert Residenz der Deutschen Kaiser. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands, die 1990 erfolgte, wurde Quedlinburg zum Weltkulturerbe erklärt. Erst vor wenigen Jahren erhielt die Stadt den nach dem Krieg als Kriegsbeute nach Amerika geschafften Domschatz zurück.

1927, während eines Besuches im Engadin, verhandelte Ernst Bansi mit der Gemeinde Silvaplana. Alle erbberechtigten Familienmitglieder besaßen die Fischereirechte im Silvaplanersee. Der vereinbarte Wert dieser Fischereirechte wurde in einer Stiftung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Bürger festgelegt.

Forstmeister Ernst Bansi (1884–1949) – Kriegsjahre

Mein Vater hat in Heidelberg und Eberswalde Forstwirtschaft studiert. In frühester Jugend hat er sich mehreren Operationen unterziehen müssen und konnte aus diesem Grunde nie Militärdienst leisten. Nach dem Studium war er als Assessor (Anwärter der höheren Beamtenlaufbahn nach der zweiten Staatsprüfung) im Landwirtschaftsministerium tätig, bevor er 1917 in einer Försterei bei Labiau in Ostpreussen sein Amt antrat. Dort erlebte er seine glücklichsten Jahre. Im Forsthaus Erlenwald erblickte ich zu Beginn des Zweiten Weltkrieges als viertes und jüngstes Kind das Licht der Welt.



Forstmeister Ernst Bansi (1884–1949) (sitzend), Oberbürgermeister Ernst Bansi (stehend), Mathilde Bansi, geborene Besser (links stehend), Hildegard Weissaag, 1931 mit E. Bansi verheiratet (dritte von rechts), Forsthaus Erlenwald bei Labiau/Ostpreussen. (Foto von 1925 in Besitz von W. W.)

In dieser so schrecklichen Zeit wurde meinem Vater von den Nazis jene «Sonderbehandlung» zuteil, von der er sich körperlich und seelisch nie mehr erholte. Er hatte, in der Dienstuniform eines Forstmeisters, am Begräbnis eines jüdischen Gutsnachbarn teilgenommen. Aus diesem Grunde verlor er nach dreiundzwanzig Dienstjahren sein Amt und somit unsere ganze Existenz. Wir haben Ostpreussen 1941 verlassen müssen und zogen in eine Kleinstadt am Rande des Harzes. In den letzten Kriegsmontaten sassen wir viele Nächte verängstigt im Keller, wenn das Brummen der Fliegerverbände über unseren Köpfen zu hören war. Das Bersten und Krachen und das Schaukeln der Funzel an der Decke, das Flackern des Lichts während der Angriffe sind mir noch immer in lebhafter Erinnerung. Ballenstedt wurde nicht zerstört. Nur einzelne Bomben fanden hier ihr Ziel. Aber ich erinnere mich noch an den grossen Aschenregen, der einmal bei uns niederging. Von wo er kam, ob es Dresden war, oder die Industriestadt Aschersleben, die da in Schutt und Asche fiel, weiss ich nicht mehr.

Am Ende des Krieges wurde unsere kleine Stadt von der amerikanischen Armee eingenommen. Die schwarzen Männer, die Kaugummi kauend auf den Stufen der beschlagnahmten Häuser sassen, machten mich eher neugierig als ängstlich. Die Amerikaner

blieben nur kurze Zeit. Dann besetzten russische Soldaten die Stadt. Not und Elend wurden immer grösser. Wie hat es unsere Mutter nur immer wieder geschafft, die grosse Familie satt zu bekommen! Wenigstens so, dass wir nicht verhungerten!

Mit dem Velo fuhr sie über das Land und tauschte bei Bauern Wertgegenstände gegen Lebensmittel ein. Wir Kinder mussten beim «Stoppeln» helfen. Das bedeutete auf bereits abgeernteten Getreide- und Kartoffelfeldern nach eventuell übersehenen Ähren zu suchen oder nach Kartoffeln zu graben. Die Ernte war äusserst spärlich, denn viele andere hungrige Menschen taten das gleiche.

Ich erinnere mich an einen hohen russischen Offizier in einer weissen Uniform, die sich über seinen gewaltigen Leib spannte, der vor der Türe der Kommandantur im Nachbarhaus stand. Dieser Offizier nahm mich öfters mit ins Haus, hat in der Küche Omeletten zubereitet und mich damit vielleicht vor dem Verhungern bewahrt. In dieser freudlosen Zeit nahmen wir dankbar «Fresspakete» aus der Schweiz entgegen.

Im Januar 1949 starb unser Vater. Seit den «Verhören» von 1940 war er halbseitig gelähmt. Die unmenschlichen Lebensbedingungen der Kriegs- und Nachkriegszeit führten zu seinem vorzeitigen Tode. Die Teilung Deutschlands erfolgte noch im gleichen Jahr. Wir waren auf uns alleine gestellt. Ich war neun Jahre alt.

Pro Juventute-Kinder

Auslandsschweizerkinder, auch wir, konnten nach dem Krieg, in den Jahren 1948, 1949 und 1951, jeweils mehrere Monate bei Pflegeeltern in der Schweiz verbringen. Organisiert und durchgeführt wurden diese Kindertransporte von der Pro Juventute. Viele werden sich noch an ihren Erholungsaufenthalt in der Schweiz erinnern. Unsere Mutter brachte uns zuerst nach Berlin. Die Reise bis Rheinfelden dauerte drei Tage und drei Nächte. Mehrmals wurde der Zug für Stunden irgendwo abgestellt. Die wenigen intakten Geleise brauchte man wohl für wichtigere Transporte.

Im Zug sassen und schliefen wir auf hellen Lättli-Holzbänken. Das Sitzen wurde immer beschwerlicher, aber es war warm und das Essen war gut und reichlich. Es gab fast jeden Morgen Gerber-Käsli zum Frühstück.

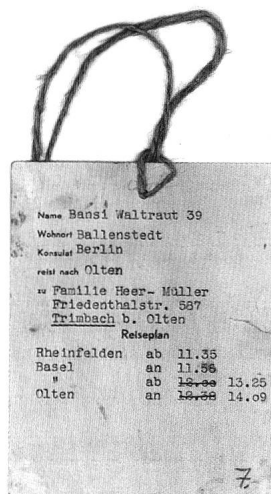
Das Silberpapier der Verpackung und die farbigen Bildli dienten mir als Spielzeug. Welch ein Luxus!, denn meine Augen blickten entsetzt auf das, was im Vorüberfahren zu sehen war. Wo wir auch durchfahren, überall Ruinen und ausgemergelte Gestalten. Von 1948 bis 1951 war eine leichte Verbesserung der Lebensumstände zu beobachten, aber die Wunden des Krieges blieben noch lange sichtbar.

In Rheinfelden angekommen, wurden wir auf Krankheiten untersucht, entlaust, eingekleidet und dann, nach ca. zwei Wochen, zu unseren uns fremden Pflegeeltern geschickt. Wir waren in grossen Sälen untergebracht. Abends wurde gesungen, dann war das Heimweh nicht so schlimm. Eines Abends fehlte das Mädchen neben mir. Es hiess, sie sei in der Krankenstation. Schon bald sollte ich sie wiedersehen, denn plötzlich bekam auch ich Erstickungsanfälle. Ich hatte mich bei meiner Nachbarin angesteckt; Diphtherie! Das bedeutete Quarantäne. Meine Geschwister winkten mir von der Strasse zu. Plötzlich waren alle Kinder verschwunden. Die Gesunden konnten zu ihren Pflegeeltern fahren. Für die wenigen Zurückgebliebenen war es eine harte Zeit.

Als ich dann endlich zu meinen Pflegeeltern reisen konnte und das erste Mal in Olten dem Zug entstieg, glaubte ich im Paradies zu sein. Kein zerstörter Bahnhof, Leuchtreklamen, anständig gekleidete und gut ernährte Menschen. Es gab Schulmilch, Schulbücher und Bleistifte. Es gab Schokolade, Weissbrot und Landjäger. Einfach ein Paradies! Wir Kinder besuchten die Schule und lernten schnell Dialekt. So sprach meine Schwester Aargauer, mein Bruder Zürcher und ich Solothurner Dialekt. Unsere Pflegeeltern taten alles, damit wir Geschwister uns nicht aus den Augen verloren. Es waren liebe Menschen, die gut zu uns waren. «Mis Tanti» ist Schneiderin ge-



Anhänger der Pro Juventute zur Identität der Kinder, 1949. Rückseitig mit Angaben über Namen, Wohnort, Konsulat, Reiseziel, Adresse der Pflegefamilie und Reiseplan. (in Besitz von W. W.)



wesen. Sie hat aus alten Sachen hübsche Kleider für mich gezaubert. Der Onkel, der immer einen Scherz auf der Zunge hatte, arbeitete bei der SBB in Olten. Grossvati war nebenamtlich Gemeindeschreiber in Trimbach und hat mir, auch als ich bereits erwachsen war, beim Abschied einen Fünfliber in die Hand gedrückt. Einmal bin ich sehr krank gewesen. Die Pro Juventute hätte die Kosten für das Spital übernommen. Abwechslungsweise haben mich alle Familienmitglieder gepflegt und auch die Kosten für den Arzt und die Medikamente getragen.

Meine dreizehnjährige Schwester musste bei ihren Leuten, die ein Restaurant und eine Bäckerei betrieben, schwer arbeiten, wurde aber gut behandelt. Die Kontakte zu den Pflegeeltern, sofern sie noch leben, die uns buchstäblich aufpäppelten, sind bis heute geblieben.

Flucht aus der DDR

Der Erste Weltkrieg, die Zeit des Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg hatten Europa verändert. 1949 bedeutete die Teilung Deutschlands für uns, ganz plötzlich hinter dem Eisernen Vorhang zu sein.

Im neuen Arbeiter- und Bauernstaat DDR wurden Kinder von Akademikern nicht zum Studium zugelassen. Da mein Bruder inzwischen ein Jahr vor der Matura stand, suchte meine Mutter nach Wegen, uns eine Ausbildung zu ermöglichen. Wir beschlossen zu flüchten und in die Schweiz zu gehen. Was lag näher, als wieder in das Land unserer Vorfahren, dessen Bürger wir ja immer noch waren, zurückzukehren?

Vorbereitungen wurden getroffen. Das Allernotwendigste zu Verwandten nach Westberlin geschafft. Wir durften keinesfalls auffallen! Wie wenn es gestern gewesen wäre, steht der Tag unserer Flucht noch jetzt vor meinen Augen! Schon einen Tag früher gab ich vor krank zu sein, damit mein Fehlen in der Schule nicht auffiel. Mit dem ersten Zug machten sich meine älteren Geschwister auf den Weg nach Westberlin. Die

Mauer gab es damals noch nicht. Sie wurde erst 1961 gebaut. Wir folgten mit dem späteren Zug nach. Das Gepäck stand bei der Wohnungstüre bereit. Da hörte ich den Ruf einer Schulfreundin auf der Strasse. Ein Lehrer war krank, die Schüler hatten eine Stunde frei. Weil ich tags zuvor so gejamert hatte, wollte sie sich nach meinem Ergehen erkundigen.

Schnell das Nachthemd über den Kopf gezogen, auch über die Kleider! Ich musste die Freundin abwimmeln, der Zug wartete nicht. Gerade noch rechtzeitig erreichten wir den Bahnhof. Mit klopfendem Herzen sassen wir im Zug auf unseren Sitzen. Wir wussten nicht, ob Schwester und Bruder Westberlin

ohne Zwischenfall erreicht hatten. Gerade bei Jugendlichen war die Kontrolle besonders streng! Und was wurde aus unserer ältesten Schwester, die bei ihrem Verlobten geblieben war? Alles ging gut. Viel später erfuhren wir, dass am gleichen Tage noch eine andere, uns gut bekannte Familie in den Westen geflohen war. Wir hatten nichts voneinander gewusst.

Unsere Mutter hatte bereits vorher Kontakt zum Schweizerischen Konsulat in Westberlin aufgenommen. Wir bekamen Hilfe. Die DDR überfliegend, stiegen wir in Frankfurt erleichtert in den Zug nach Basel. Denn Republikflüchtlinge, deren man habhaft wurde, wurden hart bestraft.

In den Jahren nach dem Krieg waren uns von der ehemals grossen, schönen 7-Zimmer-Wohnung noch zwei Räume geblieben. In allen anderen waren fremde Menschen einquartiert, die bei Bombenangriffen ihr Hab und Gut verloren hatten. Auch wir hatten nichts mehr zu verlieren und machten uns, mit einem Koffer in der Hand, auf, in ein neues Leben.

Rückkehr in die Schweiz

In Basel angekommen, wurden uns sofort die deutschen Pässe abgenommen. Wir haben sie nie mehr zurückerhalten. Ein Herr nahm uns in Empfang und

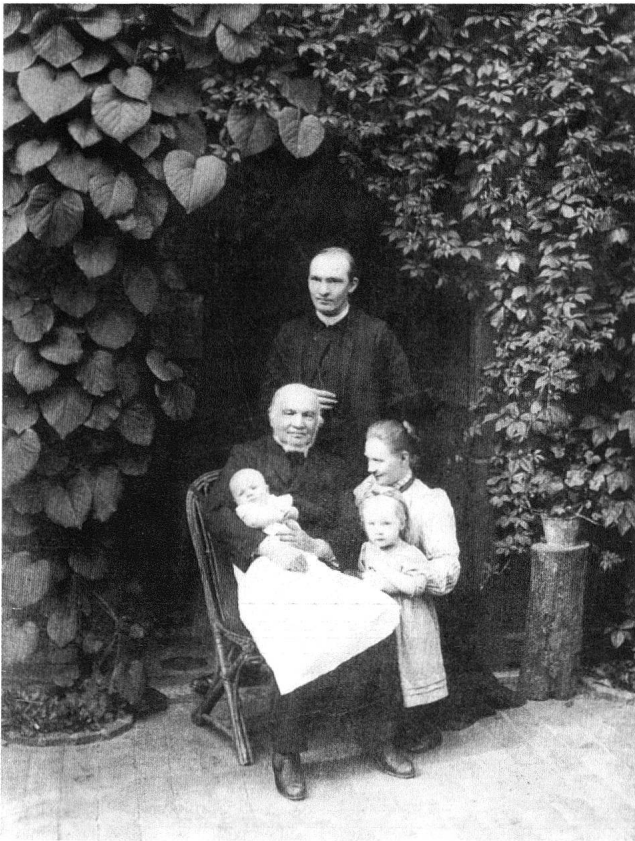
Der Flüchtling

*Angstschweiss steht auf seiner Stirn
der Puls pocht hart und laut,
er weiss, dass er soeben sich
der Heimat hat beraubt.*

*Im fremden Land ein Fremder sein
der Alltag trist und grau,
nirgendwo mehr ganz daheim,
still wird er, einsam – rauh.*

*Es fehlt ihm dieses Quäntchen Glück
da ist das Schicksal vor,
oft denkt er an die Kindheit zurück
verklärt, was er verlor.*

W. W.



Friedrich von Bodelschwingh (1831–1910), Foto mit Widmung, 1902. (nach Selheim: Likörfabrik, Bielefeld, 1995, 81).

brachte uns in ein Hotel. Da wir der Abstammung nach Bündner waren, setzte man uns bereits einen Tag später in den Zug nach Chur. Es war der 1. März 1953, es war kalt, ein leichter Schneefall wehte durch die Strassen.

Das Fürsorgeamt war für uns zuständig. Im «Volks-haus» bezogen wir ein Drei-Bett-Zimmer und eine Kammer für meinen Bruder. Noch heute erinnere ich mich an die Worte meiner Mutter, als sie eine Servier-tochter fragte: «Sind das alles Flüchtlinge?» Worauf die junge Frau nur erstaunt aufblickte. Obwohl die Schweiz vom Krieg verschont geblieben war, kein Mensch wirklich Not litt, waren viele arm. Der Wohlstand in unserem Land begann erst viel später aufzu-blühen.

Meiner Mutter stand eine Witwenrente und mir eine Halbwaisenrente zu. Von diesen bescheidenen Mitteln zu leben, war nicht leicht. Eine kleine, mö-blierte Wohnung war von nun an unser Zuhause. Fast zwanzig Jahre vergingen, bis meine Mutter als Witwe eines hohen preussischen Beamten eine Pension aus Westdeutschland erhielt. Inzwischen alt und gebrechlich geworden, reichte dann das Geld gerade, um da-

mit das Altersheim bezahlen zu können, in dem sie die letzte Zeit ihres Lebens verbrachte. Ihr grösster Kummer war wohl, dass man ihrem Sohn keine Mög-lichkeit bot, die Schule abzuschliessen und zu studie-ren. Seine Pflegeeltern nahmen sich seiner an, und so konnte er in der Maschinenfabrik Oerlikon eine Lehre als Maschinenschlosser absolvieren.

Meine Schwester, intelligent und hübsch, wurde nach Horgen vermittelt, wo sie in einem alkoholfreien Restaurant als Serviertochter und «Mädchenfüralles» angestellt wurde.

Ich stand kurz vor der Beendigung des siebten Schuljahres. Da schon bald die Sekundarprüfungen stattfinden sollten, meldete mein Lehrer mich an. Ohne jegliche Vorbereitung setzte ich mich mit ande-ren «Siebenklässlern» in den Prüfungsraum. Ich be-stand und konnte die Sekundarschule besuchen. Wie gross meine Enttäuschung, als mir ein Lehrer jeden Mut nahm, die Handelsschule besuchen zu können und ein Welschlandjahr vorschlug! Vielleicht hätte ich es in meinem Leben leichter haben können, wäre ein anderer mein Klassenlehrer gewesen. Voller Heim-weh hielt ich es ein knappes Jahr in Lausanne aus. Wir Schwestern erhielten nie die Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen. Wenn wir arbeiteten, verdienten wir Kost und Logis selbst.

Aus eigener Kraft

Schon bald lernte ich meinen Mann kennen. Nach vie-len Jahren – wir hatten inzwischen drei Kinder – ha-ben wir uns eine Existenz als Kaufleute im Teppich-handel aufgebaut. Das bedeutete sehr viel Arbeit und jahrelangen Verzicht, machte jedoch auch viel Freude. Ich hoffe, dass die Schweiz auch weiterhin vor unstabilen politischen Verhältnissen, vor Krieg und Vertrei-bung verschont bleibt, dass die Probleme, die die Um-strukturierung Europas mit sich bringt, alle lösbar sein werden. Das wünsche ich mir für meine Enkelkinder.

Ausklang

Die Stadt Bielefeld hat sich der Verdienste des zuge-wanderten jungen Mannes aus dem Engadin, Johann Bansi, erinnert. Im Herbst 1995 wurde im Heimatmu-seum in einer Ausstellung der Werdegang unserer Familie gezeigt. Gleich drei Mitglieder der Familie Bansi verdienten sich den Titel eines Königlichen

Kommerzienrates. Der Engadiner Johann und seine Söhne Heinrich und Gottfried. Als Unternehmer waren die Bansi unter anderem Gründungs- und Vorstandsmitglieder und Gönner der Bodelschwingschen Bethel in Bielefeld, einem noch heute bedeutendem Sozialwerk. Die Familien von Bodelschwingh und Bansi verkehrten freundschaftlich miteinander. Ernst Bansi, mein Grossvater, bekleidete viele Jahre das Amt des zweiten Bürgermeisters in der Stadt.

Bei der Eröffnung der Ausstellung in Bielefeld dabei gewesen zu sein, wird mir unvergesslich bleiben.

Literatur

- Bansi, Ernst: Erinnerungen. 1. Teil: Vorfahren, Grosseltern, Eltern. Quedlinburg: Sessler und Strauss O. J.
- Bansi, Ernst: Erinnerungen. 2. Teil: Oberbürgermeister i.R., mein Leben. Quedlinburg: Schwanecke 1931.
- Selheim, Claudia: Likörfabrik J. Bansi, Bielefeld, 1823–1960. Wirtschaft, Werbung, Wohlfahrt. (Schriften der Historischen Museen der Stadt Bielefeld, 6) Bielefeld 1995.
- Tönjachen, Rudolf Olaf, in: Bündner Monatsblatt 10/1941, S. 293.

SULSER+CO
Reprografisches Atelier
Pfistergasse 3 7002 Chur
Tel. 081 257 12 81
Fax 081 257 12 83
ISDN C4 Plot-Modem 081 250 07 05
ISDN Leonardo 081 250 07 09
E-mail sulser@spin.ch

GRAFITERIA
Mal-, Grafik- und
techn. Zeichenbedarf
Herrngasse 6 7002 Chur
Tel. 081 257 12 82
Fax 081 257 12 83

RFS INFORMATIC

**RFS
QUALITY**